State Hist Society 11561

Seine Uebersetzerin.

Novellette von J. Gans.

Fräulein Klara hatte gerade mit jener Andacht, die niedrigen Bethätigungen höhere Weihe verleiht, in ihrer Stube das irdische abgestreift, mit anderen Worten, sie hatte Staub abgewischt. Dann näherte sie sich ihrem Arbeitstische, auf welchem Bücher und Schriften in ordentlicher Unordnung lagen. Sie breitete blüthenweißes, jungfräuliches Papier sorgfältig vor sich hin, steckte eine frische Schreibfeder in den Stiel, prüfte sie wohlgefällig auf dem kleinen, rosigen Nagel, zog sie dann zwischen den hübschen, lebendigen Lippen durch und wollte ihr gerade die erste Tintentaufe verleihen, als die Thüre mit Gepolter aufging und eine kleine rundliche Frau aufgeregt, hereinpustete. Zwischen ihren kurzen abgearbeiteten Fingern hielt sie eine Karte. Athemlos legte sie dieselbe vor das Mädchen hin. Das Blättchen zeigte nur zwei Worte fremdländischen Klanges: John Brocklyn. Ein flüchtiger Hauch der Röthe bedeckte alsbald die feinen Züge Klara's.

„Führe ihn herein, Mama; es ist der amerikanische Humorist, dessen Buch ich übersetzt habe." Die Mutter rollte wieder hinaus, die Tochter schritt dem eintretenden Gaste mit einiger Befangenheit entgegen.

„Wo kann ich hier Herrn Friedenau, Karl Friedenau sprechen?" So rief Mr. Brocklyn in etwas unwirschem Tone, der durch den fremdländischen Accent noch schärfer klang.

Mein Name ist Klara Schmied; ich schreibe unter den Namen Karl Friedenau; ich habe Ihre „Reise um die Erde" übersetzt und bin sehr erfreut, den genialen Humoristen, den ich bewundere, persönlich kennen zu lernen." Und Klara Schmied wies dem Besucher einen Sitz an. Aber Mr. Brocklyn blieb, Verwunderung in den Mienen, stehen.

„Wie? Sie sind Karl Friedenau, mein Uebersetzer? Sie, ein Mädchen?"

Nicht minder erstaunt blickte die Uebersetzerin auf den Autor. Es war ein noch junger Mann von etwas vierschrötigem Körperbau. Auf breiten Schultern saß ein mächtiger Kopf, die Stirne nicht besonders hoch, nicht besonders gewölbt, das Haar röthlich, die Nase breit, die dunklen Augen sprühend von Geist und schalkhafter Munterkeit.

„Seien Sie nicht so erstaunt, Mr. Brocklyn; es ist nun einmal so und ich hoffe, auch Ihr nächstes Werk den deutschen Lesern zugänglich zu machen."

„Gott behüte!" rief der Amerikaner. Rasch erfaßte er die Rechte Klara's und warf einen prüfenden Blick auf ihre Finger. „Wahrhaftig, Tinte, Tinte! So jung, so hübsch und schon ein Blaustrumpf!"

„Sind Sie ein Gegner weiblicher Arbeit? Das würde mir leid thun. Das Schreiben ist doch an und für sich nicht eine Beschäftigung, welche besonders männliche Eigenschaften voraussetzte. Die Meister werden uns immer lächelnd gewähren lassen; die Stümper, denen wir die stärkste Konkurrenz machen, grollen uns freilich; aber was kann das Sie, Mr. Brocklyn, anfechten?"

Brocklyn ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Da ist nun einmal durch Europa reise, um es mir anzuschauen, wollte ich auch Döblings nicht vergessen, wo mein Uebersetzer haust. Ich wollte den abscheulichen Menschen aufsuchen, ihm meine Meinung sagen und dann mit ihm boren."

„Boren?"

„Ja, boren, mein Fräulein, boren, denn ich war wüthend auf diesen Karl Friedenau. Kein Mensch hat mir so weh gethan, wie er. Boren! Und nun sehe ich, daß eine junge Dame von dem gewinnendsten Wesen seine Thaten entweder oder selbst...."

„Ist denn die Uebersetzung so schlecht?"

„Je nun, nein; Sie wissen leidlich englisch, Sie schreiben auch ein leidliches Deutsch. Aber woher Sie die Kühnheit nehmen, die Gespräche amerikanischer Matrosen, die in einem eigenen Jargon geschrieben sind, übersetzen zu wollen, das wird mir immer unbegreiflich sein. Sehen Sie, ich war selbst Matrose. Ich habe Stürmen getrotzt, der wüthenden See ringsherum, schwarzes Gewölk über mir. Ich bin auch „smart". Aber so weit wäre ich nicht gegangen."

„Sie haben recht. Ich habe selbstverständlich kein Wörterbuch zu Rathe ziehen können; ich mußte sozusagen nach dem Gefühle arbeiten; da mag mancher Verstoß vorgekommen sein. Boren Sie nicht! Ich will Sie gerne um Entschuldigung bitten."

„Ja, warum treiben Sie denn Dinge die Sie nicht verstehen?"

„Ich muß."

„Warum müssen Sie?"

„Ich bin arm."

„Wie arm?"

„Ach, Mr. Brocklyn, Ihre Fragen sind indiskret."

„Ich weiß es. Aber machen Sie sich nichts daraus. Wir sind ja Kollegen."

„Kollegen! Ich übersetze um kargen Lohn Romane aus dem Englischen. Ich bin so weit, diesen Beruf verachten zu können, aber ich kann ihn nicht verlassen. Was ist Uebersetzung? Ein Surrogat und noch dazu ein gefälschtes."

„Wo ist Ihr Vater?"

„Todt, Mr. Brocklyn. Mein armer Vater war Reporter gewesen. Er arbeitete in Bränden, Verbrechen, Selbstmorden, politischen Nachrichten und Ueberschwemmungen. Das Schreiben im Laufen wird mich noch umbringen, klagte er oft. Und es war so. Vor sechs Jahren legte er sich eines Tages nach dem Mittagessen in den Lehnstuhl und schlief ein. Er wollte um vier Uhr wieder in der Redaktion sein. Ich kam ins Zimmer, um ihn zu wecken. Da stand ich und dachte mir, er schaue so bleich, so abgemüdet und abgehetzt aus. Ich wollte ihn noch ein wenig schlummern lassen. Da seufzte er tief auf. Und gleich darauf sank sein Kopf auf die Brust; er wurde vor meinen Augen ein Greis. Mir war, ich weiß nicht wie. Ich rief, er hörte mich nicht mehr. Jener Seufzer war sein letzter gewesen—er hat uns nichts hinterlassen, gar nichts — Meine Mutter bezieht eine kleine Pension von Seiten des Journalistenvereins — das reicht nicht aus, um zu leben; es verlangsamt nur das Verhungern — Nun wissen Sie, warum auch ich zur Feder griff, warum ich schrieb und übersetzte. Ich muß billig, und darum eilig und schlecht arbeiten. Sie verstehen nun Alles, Sie werden nun auch Alles vergeben. Ich kann mir nicht lange den Kopf zerbrechen. Ein Bogen bringt mir nur ein paar Gulden, und ein Bogen sind sechzehn Druckseiten, — sind eine tagelange Mühsal."

„Haben Sie Geschwister, Miß Smith?"

„Einen Bruder, ich lasse ihn studiren."

„Und die alte Dame, welche mir die Thür geöffnet hat?"

„Meine Mutter."

„Miß Smith, wir Amerikaner sind entschlossene Leute In der ganzen Welt finde ich kein Mädchen, das Ihnen gleicht. Sie sind so hübsch, daß Sie dumm, und so gescheidt, daß sie häßlich sein dürften. Ich liebe Sie, weil Sie das Recht haben, dumm und häßlich zu sein und von demselben keinen Gebrauch machen. Ich habe mir nun einmal vorgenommen, mich an meinem Uebersetzer zu rächen. Ich stehe allein in der Welt, meine Schnurren werden mit Gold aufgewogen. Werden Sie meine Frau! Wenn Sie dann meine Bücher übersetzen, da habe ich dann wenigstens Gelegenheit, eine gewisse Aufsicht zu üben. Denn es ist mir peinlich, vor dem Publikum so verpfuscht dazustehen wie jetzt. Werden Sie also meine Frau, Mrs. Brocklyn!"

Klara war sehr roth geworden. Sie blickte zuerst verlegen auf ihre Hände, dann zerpflückte sie ein Stückchen Papier. Endlich fand sie Worte.

„Sie haben mich in Schrecken versetzt, Mr. Brocklyn. Sie kommen herein, suchen ihren Uebersetzer, wollen ihn blau boren, entdecken, daß ich die Uebelthäterin bin, und machen mir einen Heirathsantrag. Das ist frisch und flott. Aber sagen Sie es selbst, muß ich nicht denken, bei Ihnen sei das Heirathen eine Art des Borens, die man Mädchen gegenüber anzuwenden berechtigt ist?"

„Ich bin vom Boren ganz abgekommen."

„Vielleicht kommen sie ebensobald vom Heirathen ab."

„Ich bin zäh!"

„Aber wenn ich Sie nicht liebe?"

„Dann werde ich mir ihre Liebe erringen."

„Dazu bedarf es der Zeit. Und Zeit ist Alles, was ich von Ihnen erbitte, und Alles, was ich Ihnen gewähren kann —"

Und in der That, seither ist Zeit vergangen. Mr. Brocklyn hat sie nicht unbenutzt verstreichen lassen. Er hat vor Kurzem Europa wieder den Rücken gekehrt und gedenkt sich in Philadelphia häuslich niederzulassen. Er ist allein hierüber gekommen; auf der Rückreise erfreut er sich der Gesellschaft einer anmuthigen Reisegefährtin, der jugendlichen Mrs. Brocklyn. Er hat sich gerächt. Mr. Brocklyn dürfte übrigens ihrem Gatten keinen Anlaß zu irgend welchem Mißmuthe geben, denn sie hat sich während ihres Brautstandes in den vollständigen Besitz des amerikanischen Matrosenjargons gesetzt. Ihre Meisterschaft hierin hat dem Kapitän des Dampfers „Lincoln", auf dem sie die Fluthen des Weltmeeres durcheilte, die aufrichtigste Bewunderung abgerungen.

Zur Geschichte der Uhr.

Als es noch keine Uhren gab, konnte man nicht fragen: „Wieviel Uhr ist's?" sondern nur: „Welche Stunde ist's?" Deswegen fragen auch alle anderen Völker, außer den Deutschen, nur nach der Stunde, nicht nach dem Wieviel der Uhr. Die erste Uhr repräsentirte der Gang der Sonne am Tage und die Sterne zur Nachtzeit, oder der Schatten der Bäume. Diese „Uhr" veranlaßte die Erfindung der Sonnenuhren für Gärten und Plätze, und sind solche auch jetzt vielfach vorhanden, auch noch an Thürmen. Für die Zeitbestimmung im Hause oder bei bewölktem Himmel genügten diese Uhren nicht. So erfand man durch Nachdenken bald die Wasser- und die Sanduhren und, als man schon verbesserte Beleuchtungsmittel besaß, auch die Kerzenuhren. Die Wasseruhren ließen in gewissem Zeitraum unter gleichbleibendem Druck mit gleicher Geschwindigkeit aus einer Gefäßöffnung eine bestimmte Menge Wasser ausfließen, die Sanduhren in gleicher Weise eine bestimmte Menge Sandkörner; die Kerzenuhren, die eine bestimmte Anzahl von Stunden brennen mußten, ergaben die abgelaufene Zeit aus der Zahl der weggebrannten Stundenstriche. So erkannte man, wie viel Zeit seit Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang, oder seit Neufüllung der Sand- und Wasseruhr, oder seit Anzündung der Kerze verflossen war. Die Nachtzeit war in sogenannte „Nachtwachen" von je drei Stunden getheilt, wonach man die Zeit bestimmte oder etwas anordnete.

Die Astronomie und Astrologie wurde für die Menschen zur Mutter der Zeit-, der Monats- oder Jahresbestimmung, indem man bei den Babyloniern nach dem Gange der Gestirne durch Messung und Berechnung die Zeit genau eintheilte, einen Zeitmesser bildete. Die erste Sonnenuhr in Jerusalem bildeten die „Stufen des Ahas," die der Vater der Hiskia nach assyrischem Muster, aber in anderer Form, als Wunderwerk in seinem Palaste aufgestellt hatte. Die Zwölftheilung der Tages- und der Nachtzeit entnahmen die Juden von den Aegyptern, sie ist aber uralt und erfolgte aus der Beobachtung der Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Auf strenge Genauigkeit konnte natürlich vor Erfindung der Räderuhren diese Art Zeitbestimmung keinen Anspruch erheben.

Für die Allgemeinheit war diese Zeitbestimmung nutzlos, weil nur Wenigen sichtbar und verständlich. Erst seitdem die Sonnenuhren in Alexandrien anfingen, vervielfältigt zu werden, wurden sie mehr Gemeingut, aber immer noch in sehr beschränktem Umfange, wenn auch die Kenntniß und Beobachtung der Stundeneintheilung erleichtert und verallgemeinert wurden. Die Zerlegung der Stunden in 1080 Theile und zwar 18 auf eine Minute unserer Rechnung, ist spätjüdischer Herkunft.

Die Erfindung des Zahnrades geschah 200 Jahre v. Chr., was schon damals eine Art Räderuhr nachweist. Im Jahre 850 n. Chr. wurde in Verona die eigentliche Räderuhr erfunden, die auch bei den Sarazenen sehr beliebt war, natürlich nur in den Kreisen der Großen und deshalb noch im 14. Jahrhundert eine kostspielige Rarität. Die bewegende Kraft der Räderchen war und ist ein Gewicht oder eine Metallfeder. Nach dem Räderwerk hat man die Unterscheidung im Gang- und Zeigerwerk; Schlaguhren besitzen ein Schlagwerk. Bei der Gewichtsuhr bildet das Pendel die Hemmung des Werks, bei der Federuhr ist es die Bewegung einer spiralförmigen Feder, bei Standuhren das Pendel und der Anker, bei Taschenuhren die Spirale an der „Unruhe," bei der Zylinderuhr das in einem hohlen Zylinder horizontalliegend eingreifende Steigrad. — Die Schlaguhr erfand der Papst Sylvester der Zweite als Mönch Herbert (im 10. Jahrhundert) und war diese im 12. Jahrhundert schon in den Klöstern vertreten, im 15. Jahrhundert aber schon verallgemeinert. Der deutsche Uhrmacher von Wieck, von Karl dem Fünften nach Paris berufen, baute dort von 1364—1370 eine Gewichtsuhr mit Schlagwerk; Augsburg folgte 1364, Breslau 1368, Straßburg 1370, Nürnberg 1462 mit der ersten Räder-Thurmuhr. Räderwerke mit Schlagwerk und Wecker wurden schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Stubenuhren benutzt. Die Taschenuhr erfand 1510 Peter Helle in Nürnberg, um die „Unruhe" in Gang zu halten, benutzt er statt der Feder eine Schweinsborste. Wegen ihrer Kleinheit und Form wurden diese Uhren „Nürnberger Eier" genannt. Die Pendeluhr ist eine Erfindung Huygben's (1625), die Repetieruhr erfand Barlow (1676), Chronometer machte zuerst Harrison (1776).

Die 1352 am Straßburger Dom angebrachte kunstreiche Uhr ersetzte Isaak Hobrecht von 1572—1574 durch ein noch kunstreicheres Werk der Mechanik, das im Jahre 1789 zu gehen aufhörte, aber vom 24. Januar 1838 bis 2. Oktober 1842 durch Schwilgue mit einem noch größeren Kunstwerk übertroffen wurde, das in Form und Größe dem Hobrecht'schen gleichkommt.

Die oben erwähnten Chronometer besitzen den höchsten erreichbaren Grad von Regelmäßigkeit; die Bor-Chronometer werden in Kästchen, die Taschen-Chronometer wie Taschenuhren getragen. Die Schiffs- oder Längen-Chronometer bestimmen auf dem Meere die geographische Länge; sie wurden 1772 in England erfunden nach vierzigjähriger Bemühung; zwei Pariser hatten schon 1761 resp. 1763 eine Schiffsuhr verfertigt. Eine weitere Verbesserung der Taschenuhren besteht in der Hinzufügung eines Sekundenzeigers.

Eine sehr verbreitete Spezialität der Gegenwart ist die Spieluhren-Industrie, welche sich Dosen, Album, Biergläser Stuhlsitze u. s. w. dienstbar macht überall Musik hervorzaubert; solche Erzeugnisse sind aber, weil fabrikmäßig hergestellt, selten langlebig, zumal ihre Kur mit Umständen und ziemlichen Kosten verbunden ist.

Russische Bäder.

In Rußland ist es allgemeine Sitte, einmal in der Woche die Badstube, „Banja", zu besuchen; es giebt solche für die Muschiks (das Volk), wo das Eintrittsgeld nur 5 Kopeken (ungefähr 3 Cents) beträgt, und „barskija Banji" (Herrschaftsbäder), wo man 10 bis 30 Kopeken bezahlt. Von den Letzteren sind die Frauenbäder mit dem größten Luxus ausgestattet und wie alle Badstuben von 10 Uhr früh bis Mitternacht geöffnet, mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen.

Im Winter setzt man sich, um die Banja zu besuchen, in den Schlitten und bald ist man am Ziel. Beim Eintritt empfängt der Schweizer die Ueberkleider, hängt sie an den numerirten Ständer und händigt die Nummern dafür aus. Dann schreitet man die elegante, teppichbelegte Treppe empor — und gelangt in einen sehr großen Raum, der rechts und links kleine Kabinen zum Auskleiden enthält, während durch seine Mitte hindurch auf kostbaren Teppichen der Weg zur eigentlichen Badstube führt. Die Kabinen sind natürlich nur ganz klein, aber mit schwellenden Divans und deckenhohen Spiegeln ausgestattet. Ueppige Plüschvorhänge schließen den Raum nach dem Durchgang hin ab, und elektrische Lampen spenden strahlendes Licht. Hat man sich entkleidet, so tritt man heraus, um nach der Badstube zu gelangen; man öffnet die Thür und kommt wieder in ein saalförmiges Gelaß, in welchem eine Wärme von 22—25 Gr. R. herrscht. Der Fußboden besteht aus Mosaik, ist erwärmt und außerdem noch mit Kautschukläufern bedeckt, um das Ausrutschen zu verhindern; die Wände sind mit Kacheln bekleidet und mit Krähnen für heißes und kaltes Wasser versehen, über denen noch überall Spiegel angebracht sind.

Außerdem laufen Netze an den Wänden entlang, in welchen man Laken, Seife, Schwämme u. s. w. unterbringt. Kupferne Waschbecken und kleine Eimer stehen herum, und Jeder füllt sie nach Bedarf. In regelmäßigen Zwischenräumen stehen überall im ganzen Raume Marmorblöcke, die ihrer Breite wegen niedrigen Tischen ähneln. Man sitzt auf denselben, hält die Füße in die Waschschüssel und übergießt sich aus den Eimern mit Wasser oder läßt sich dabei von einer Badefrau bedienen. Nebenan befindet sich ein zweites, ähnliches Gelaß, jedoch mit höherem Wärmegrade, die Schwitzkammer. Nachdem man gehörig erhitzt ist, kehrt man wieder in den ersten Raum zurück, wo auf erhöhtem Platze marmorne Wannen zum nachträglichen Vollbad locken und eine Dusche herniederrauscht, je nach Regulirung kühl oder kalt, lau oder warm.

Ueber dies den Ausländer befremdende Bild strahlt das elektrische Licht Tageshelle, und fröhliches Schäkern und Lachen durchtönt die Halle. Hat man sich von der tropischen Hitze unter der kalten Dusche gehörig abgekühlt, um nachträgliche Erkältungen zu vermeiden, so kehrt man nach seiner Kabine zurück, um sich da von der erschöpfenden Wirkung des Bades zu erholen und sich schließlich anzukleiden. Nun begiebt man sich in das „Damenzimmer". Seine Wände sind voll kostbarer Stoffe und herrlicher Spiegel, ein moderner Wirrwarr von phantastischen Divans ladet zur behaglichen Ruhe ein, grüne Palmen bilden in dem Meer bunter Farben einen angenehmen Ruhepunkt für das Auge; mitten im Saale steht ein riesengroßer Tisch mit allerlei Erfrischungen, die selbstredend besonders bezahlt werden. Am Ende des Saales befindet sich ein eleganter Putztisch mit dreiseitigen Spiegeln und allen Schönheitsmitteln ausgestattet; eine Friseurin steht bereit, jeden Wunsch, der in ihr Bereich gehört, zu erfüllen. Will man sich das Haar austrocknen lassen, so setzt man sich in einen bequemen Lehnsessel, und der betreffende Apparat wird an denselben herangeschoben. Nun lehnt man den Kopf an das röhrenförmige Gestell, in welchem die Luft durch Gas erwärmt wird — und die so erzeugte Luftströmung streicht sanft durch die Haare, bis dieselben aufgetrocknet sind. Jetzt endlich verläßt man Banja und nimmt unten beim Schweizer wieder seine Umhüllungen in Empfang.

Man hüllt den Kopf noch über der Pelzmütze in ein Wolleniuch, schlüpft in den langen Fuchspelz, verwahrt die Füße in dicken Filzüberschuhen, und fährt — von der großen Kälte ganz unbelästigt — nach Hause. Hier läßt man sich beim dampfenden Samovar die Sakuski (kalter Imbiß) und den köstlich duftenden Tschai mit Zitronenscheiben und eingemachten Früchten gar prächtig schmecken und fühlt sich überhaupt nach seinem Bade höchst wohl und behaglich.

Wie sich die deutsche Sprache im Orient verbreitet.

In dem Buche „Das moderne Aegypten" von Theodor Neumann, befinden sich folgende bemerkenswerthe Aeußerungen über den Gebrauch fremder Sprachen im Nillande und im Orient überhaupt: Die herrschende Sprache im Lande ist das Arabische, und zwar der ägyptische Vulgärdialekt, welcher sich sowohl von dem syrischen als auch von dem der westafrikanischen Küste (Marokko, Tunis) wesentlich unterscheidet. Außerdem werden noch verschiedene Dialekte von der einheimischen Bevölkerung gesprochen, die alle aber nur auf ein kleines Terrain beschränkt sind. Außer diesen eigentlichen Landessprachen ist von jeher das Italienische, die sogenannte lingua franca, namentlich an den Küsten des Mittelländischen Meeres weit verbreitet. Die französische Sprache ist längst nicht mehr so beliebt wie früher. Sie bildet wohl noch das Verkehrsmittel der sogenannten Gesellschaft, wird auch längs des Suezkanals von den Eingeborenen viel gesprochen, aber ihre Bedeutung ist nicht mehr die frühere, da sie auch aus dem amtlichen Verkehre nach und nach verdrängt wird. Die englische Sprache ist trotz aller Bestrebungen nicht so verbreitet, wie man es mit Rücksicht auf die englische Occupation des Landes glauben sollte. Sie wird zwar in allen Schulen gelehrt, ist die Amtssprache im Kriegsministerium und in jenem für öffentliche Arbeiten, hat aber bis jetzt keinen Boden im Lande gefaßt. Hingegen macht die deutsche Sprache mit jedem Jahre größere Fortschritte, theils weil der Handel zum großen Theil in den Händen von Deutschen ruht, und theils, weil viele junge Leute aus den besten Familien ihre Erziehung in Oesterreich und Deutschland erhalten. Es ist bekannt, daß der jetzige Khedio und dessen jüngerer Bruder ihre Ausbildung im Theresianum in Wien erhalten haben und das Deutsche ebenso geläufig wie ihre Muttersprache sprechen. Auch viele hohe ägyptische Funktionäre bedienen sich mit Vorliebe der deutschen Sprache. Die Vorliebe für das Französische hat in Aegypten überhaupt längst nachgelassen.

Cherif Pascha, gewiß der edelste ägyptische Patriot, der in Frankreich erzogen wurde und auch längere Zeit in der französischen Armee diente, hat seinen Sohn, den gegenwärtigen Generalsekretär im Ministerium des Aeußern, durch acht Jahre im Theresianum ausbilden lassen und auch die Erziehung seiner Töchter deutschen Gouvernanten anvertraut. Wer so wie der Verfasser die letzten drei Jahrzehnte im Orient zugebracht hat, mußte constatiren, welche große Verbreitung die deutsche Sprache und Cultur in allen diesen Ländern gemacht hat. Abgesehen von Rumänien, wo die deutsche Sprache ohnehin seit jeher von jedem Gebildeten gesprochen wurde, hat sie sich rasch über Bulgarien, Serbien, die Türkei, Griechenland und Aegypten verbreitet. Es giebt kaum eine bessere Familie, in der die Erziehung der Kinder nicht deutschen Lehrern und Lehrerinnen anvertraut wäre, und die jüngere Generation im Orient wird schon mit ganz anderer Vorbildung und auf ganz anderer Culturstufe in's Leben treten. Diese große Verbreitung der deutschen Sprache und des deutschen Wesens ist um so beachtenswerther, als sie sich spontan ohne irgendwelche Unterstützung oder Pression der Regierungen oder Vereine vollzog. Die verschiedenen von Franzosen und Italienern gegründeten, von den betreffenden Regierungen reichlich subventionirten Vereine zur Pflege ihrer Sprache werden den Fortschritten der deutschen Sprache keinen Einhalt bringen. Die verschiedenen Nationen im Orient haben aufgehört, Paris als das Centrum der Civilisation zu betrachten. Sie richten ihre Blicke auf Wien und Berlin, um sich die Errungenschaften der modernen Cultur anzueignen.

Saphir und Rubinstein.

In den kürzlich von La Mara veröffentlichten, französisch geschriebenen Briefen Franz Liszts „An eine Freundin" erzählt der Künstler u. a. folgende hübsche Anekdote: Kurz bevor Saphir im Frühjahr 1855 Wien verließ, um sich als Kommissär der österreichischen Regierung zur Pariser Weltausstellung zu begeben, traf der sarkastische Kritiker mit Anton Rubinstein zusammen, den er in seiner Zeitung elend hergenommen hatte. Unser Freund Van II. — so bezeichnete Liszt scherzweise den genialen Tondichter wegen seiner Aehnlichkeit mit Beethoven — sagte Saphir: „Sie sind hart gegen mich verfahren." — „Das bedingt die Natur der Edelsteine," lautete die Antwort, worauf der Virtuose nicht weniger schlagfertig versetzte: „Deswegen nehm' ich es Ihnen auch nicht übel als Rubinstein."

Vergangenheiten von Bühnengrößen.

Wie einst Wachtel Droschkenkutscher war, die Schröder-Devrient Balletmädchen, Theodor Döring Lehrling in einem Tuchgeschäfte, die Devrients Kaufleute, Eckhof Schreiber, Dessoir Theaterdiener, Raimund Conditorlehrling, Schröder Schuhflicker, Brandes Bedienter, Räder Ballettänzer, Helmerding Schlosser, Brockmann Barbier, Nestroy Jurist und Tichatscheck Schneider, so sind auch unsere jetzigen Bühnengrößen nicht gleich auf den Brettern geboren, die die Welt bedeuten. Siegwart Friedmann, Possart und Emil Göze waren Kaufleute, Sonnenthal Schneider, der Tenorist Schott Offizier, Barnay Architekt, der Schauspieler Martinelli und der Komiker Engels Dekorationsmaler, Junkermann Offiziers-Aspirant und der Komiker Hugo Thiemig Handelsschüler.

Neidlos.

Moritz und Arthur, zwei Knaben von fünf und drei Jahren, haben sich soeben an den Kindertisch zum Mittagessen niedergesetzt. Moritz bemerkt, daß sich nur eine Apfelsine auf dem Tische befindet und stimmt sofort ein furchtbares Geheul an. „Aber Moritz, mein lieber Junge, warum weinst Du denn so schrecklich?" fragte die besorgte Mutter.

„Weil für Arthur keine Apfelsine da ist!" schluchzte der fürsorgliche Bruder.

Wie man Eier legen soll.

In einem Buche über Küchenökonomie giebt der Verfasser gute Rathschläge, wie Eier frisch zu erhalten sind. „Man legt sie," schreibt er, „möglichst mit dem spitzen Ende nach unten."

„Wissen das unsere Hennen schon?" fragte Aennchen gelegentlich die Mama.

Eine Ausnahme.

„Was ziehen Sie vor, Herr Lieutenant, eine Geldheirath oder eine Heirath aus Liebe?"

„Eine Geldheirath!"

„So würden Sie mich also wegen des Geldes heirathen?"

„Nein, Fräulein, bei Ihnen würde ich eine Ausnahme machen!"

Unfaßbar.

(Im Wirthshaus.) „Haben Sie Schulden, junger Mann?"

„Nein!"

„Eine Schwiegermutter?"

„Nein!"

„Auch nicht verheirathet?"

„Nein!"

„Und da trinken Sie nur drei Halbe?!"

Kindermund.

Der kl. Karl: Ach, Mama, Negerknaben haben es doch recht gut.

Mutter: Warum denn?

Der kl. Karl: Weil ihre Mütter nie zu ihnen sagen können, sie haben schmutzige Hände.

÷

Der kl. Fritz: Ach, Onkel, sei doch so gut, sieh' doch mal Kopf!

Onkel: Ich soll Kopf stehen, ja Junge, wie kommst Du denn auf den Gedanken?

Der kl. Fritz: Na, Papa hat doch erst gestern gesagt, Du benimmst Dich immer wie ein Clown.

Der gelehrige Vogel.

Eine zänkische Frau hat die Gewohnheit ihrem Gatten, wenn er sie auch oft „liebes Riekchen" nannte, bei jeder noch so glimpflichen Entgegnung zuzurufen: „Halt den Schnabel!"

Der Papagei, den sie sich, in Ermangelung von Kindern, selbst angeschafft hatte, wurde sehr nachdenklich und eines Morgens überraschte er seine Pflegerin mit dem Resultate seines Nachsinnens „Liebes Riekchen, halt den Schnabel!" schrie er, mit den Flügeln klatschend, und seitdem — die arme Frau kann den Mund nicht mehr aufthun — ruft er das Gelernte immerfort: „Liebes Riekchen — halt den Schnabel!"

Wat de Buer nicht kennt.

Kommt da dieser Tage ein Bauer aus Heiden, dem Geburtsort Dowes, nach Bocholt, um zu gutem Preise Hühner auf dem Markte zu verkaufen. Er sieht, wie die Landleute Apfelsinen erstehen, und entschließt sich, auch der Mutter daheim einige der „gelben Knollen" mitzubringen. Einige Tage darauf wird er von dem Kaufmann gefragt, wie denn zu Hause die gelben Knollen (die Apfelsinen) geschmeckt hätten. „O Herr, schlecht! lautete die von einer mißmuthigen Miene begleitete Antwort.

„So? Was habt Ihr denn mit den Dingern gemacht?"

„Wir haben sie am Sonntag in die Rindfleischsuppe geschnitten."

Auch eine Kritik.

A: „Wie gefällt Ihnen das Konzert?"

B: „Die Blechmusik müßte man streichen und die Streichmusik ist Blech.

Reicht nicht.

Lieutenant: „Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Marie!"

Kommerzienrath: „Herr Lieutenant, ich kenne ihre Verhältnisse sehr genau. Um Ihnen zu helfen, müßte ich Ihnen schon geben, zwei meiner Töchter."

Deutlich.

Baron: „Ich sitze schon eine halbe Stunde da. Von Ihnen ist absolut nichts zu kriegen."

Kellner: „Von Ihnen auch nicht, Herr Baron!"

Bissig.

Don Juan: „Sehen Sie hier, eine Momentphotographie meiner Braut."

Sceptiker: „Ach so — ich dachte es sei eine Photographie Ihrer momentanen Braut."

Bettlerstolz.

Bettler: „Bitt' schön um ein bisl was von Mittag"

Frau: „Da haben S' ein Brot."

Bettler: „Hab' S' net ein Stück Braten dazu? Wissen Sie, ich feiere heut' mein 25jähriges Bettlerjubiläum."

Verkehrsdeutsch.

A: „Aber, Freund, wie kannst Du nur so geduldig die Jagdgeschichten des Oberförsters angehören! Ich glaube gar, Du glaubst, er glaubt, wir glauben seine Aufschneidereien."

B: „Nee, alter Sohn! Glaubst Du wirklich, ich glaube, er glaube, daß wir's glauben?"

Naive Kritik

Zwei Bauern sehen in einem Gasthaus in der Stadt zwei Herren in Hemdsärmeln Billard spielen. Siehst, Sepp, sagt der Hansl, nich 'mal 'n Rock haben se am Leibe, aber Billard spielen müssens, diese Stadtherrn!"

Treffende Kritik.

„Nun Herr Professor, wie gefallen Ihnen die Dramen meines Schwiegersohnes?"

„Ausgezeichnet, vorzüglich! Die Spitzbuben sind prächtig gezeichnet; — sogar alles, was sie sprechen, ist gestohlen!"

Einfache Kur.

„Wie hast Du denn eigentlich Deine Frau von ihren „Ohnmachten" kurirt?"

„Ganz einfach; als sie wieder einmal in eine fiel, sagte mein Vetter, der dabei war, auf Verabredung: „Fritz, eine Frau in Ohnmacht sieht doch um gute zehn Jahre älter aus!" Seitdem läßt sie's.

Verlockender.

Maler: Denke Dir, diese Nacht ist in meinem Atelier eingebrochen worden; unglücklicherweise hatte ich gerade kürzlich ein Stilleben begonnen."

Freund: „Ist es Dir gestohlen worden?"

Maler: „Nein, aber die Modelle dazu, ein Schinken und diverse Würste!"

Verschnappt.

Zimmerherr: „Pfui, wie der Kaffee schmeckt, da ist gewiß eine faule Bohne hineingerathen!"

Wirthin: „Das ist nicht gut möglich, Herr Referendar, ich habe schon seit vierzehn Tagen keine Bohne mehr im Haus!"

Geänderte Meinung.

Gesanglehrer; „Sie haben gar keine Stimme.

Sänger: „Aber ich bezahle für die Lektionen das Doppelte dessen, was andere bezahlen."

Gesanglehrer: „Sagen Sie das letzte noch 'mal — jetzt klang Ihre Stimme schon viel besser."

Abwarten.

Sie: „Ich werde glücklich sein, mit Dir Kummer und Sorgen theilen zu dürfen."

Er: „Aber, liebes Herz, ich habe weder Kummer noch Sorgen."

Sie: „O, das kommt schon, wenn wir erst verheirathet sind."